

Susanne Steck

Nichts als Tage

Roman



8 grad

Susanne Steck
Nichts als Tage

8 grad

Für meine Enkel

Susanne Steck

Nichts als Tage

Roman

8 grad verlag Freiburg

Das Kind steht auf der Straße. Gegenüber vom Gasthaus. Die Großmutter ganz dicht neben ihm. Sie hält die Hand des Kindes fest in der ihren. Gemeinsam schauen sie nach oben, sie müssen den Kopf weit in den Nacken nehmen, um das ganze Haus zu sehen. Es scheint über dem Dorf zu schweben. Und ist doch mittendrin. Das Mädchen bestaunt die mächtige Stützmauer und das darauf sitzende Haus. Davor ein kleiner Garten mit Jägerzaun. Tische, Stühle, Birnbaum. Alles wie immer.

Ein Gasthaus in einem Dorf am Rand des Schwarzwalds. Es könnte aber auch am Albtrauf oder droben auf der Alb oder im Donautal sein. Überall gibt es solche Gasthöfe.

Es ist der Gasthof der Familie. Stattlich und stolz steht das Fachwerkhaus auf der hohen Mauer. Die Steine halten schon eine halbe Ewigkeit, sie wurden aufgeschichtet, um den Hang abzustützen. Damit das Gebäude genügend Platz hat für einen Garten drum herum, für einen Birnbaum, erklärt die Großmutter.

Man könnte meinen, das Haus freue sich auf Besuch, es scheint so, als hätte es sich gerade noch einmal ein wenig mehr dem Himmel entgegengereckt. Vor allem der Giebel. Der goldene Bär im geflochtenen Kranz hängt gut sichtbar am verschnörkelten Stab. Glänzt in der Sonne wie frisch poliert. Und der große alte Birnbaum vorm Gasthaus steht in voller Blüte, er sieht aus, als bewachte er das Gasthaus mit seinem aufrechten Wuchs und den ausladenden Ästen. Das Kind sieht das alles, während es noch immer mit der Oma

auf dem Gehweg steht, den Kopf im Nacken und die Augen zusammengekniffen, weil die Sonne blendet.

Dies Gasthaus gibt es seit über hundert Jahren. Der Großvater des Kindes ist darin aufgewachsen. Alle, die es je bewohnt haben, mussten hart arbeiten. Auf dem Hof, auf den Feldern und Wiesen und in der Gasthausküche. Früher gab es einfache Gerichte, Suppen, Vesperteller, Tellersulz und Vesperripple. Dazu trank man Mostschorle und Bier.

Jetzt aber, Ende der Siebzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts, kann man Schnitzel mit Pommes essen, gemischten Braten und sogar Toast Hawaii oder Russisch Ei.

Das Kind freut sich aufs Essen. Es weiß schon, was es bestellen wird. Das Kind bestellt immer dasselbe. Es wird Spätzle mit Soß essen, dazu eine Sinalco. Zum Nachtsch gibt es Gemischtes Eis mit Sahne. Für alle.

Heute gibt es ein Familientreffen. Sie stehen vor dem Gasthof herum, begrüßen einander, lachen, schwätzen und sind froh über das Wiedersehen.

Auch das Kind und die Großmutter.

Endlich hüpfte das Kind neben der Großmutter über die Straße und den steilen Hof hinauf.

Die Großmutter wird begrüßt, das Kind getätschelt.

Und dann gehen sie hinein. Warm und gemütlich empfängt sie die Gaststube, es riecht nach Küche und Tabakqualm.

Die Großmutter sitzt neben dem Kind, daneben die Eltern und die ältere Schwester. Und um sie herum alle anderen Familienmitglieder. Die Schwestern des Großvaters und deren Kinder mit wiederum ihren Kindern.

Es ist alles so, wie es schon immer gewesen ist.

Wie es ist, wenn die Familie sich trifft.

Diese Geschichte muss erzählt werden. Wann fängt sie an?

Begonnen hat alles im Dezember 1889. Das Unglück geschah einen Tag vor Weihnachten, und die Welt schien für einen Moment stillzustehen, zumindest für diese eine Familie, am Rand des Schwarzwalds, im kleinen Dorf mitten im Schneesturm.

Es war kalt an dem Tag, der Sturm ließ die Schneeflocken waagerecht gegen die Fenster fliegen. Hinter den Fenstern saß die Familie, es fehlten der Vater und der Sohn. Die beiden waren vielleicht im Schnee stecken geblieben oder hatten sich irgendwo untergestellt.

Die anderen saßen eng beieinander in der warmen Stube, bangten, beteten, hofften, während es draußen dunkelte und der Schnee bereits alle Geräusche dämpfte, gar verschluckte.

So ist das mit dem Unglück: Man merkt, dass etwas nicht stimmt, aber die Ungewissheit lässt einen hoffen. Bevor man Gewissheit hat, liegt die Wahrheit noch in weiter Ferne. Man denkt, es wird schon nichts Schlimmes geschehen sein. Es muss eine einfache Erklärung geben.

Aber je länger die Familie wartete, ohne eine gute Nachricht zu erhalten, umso näher rückte das Grauen, umso mehr steigerten sie sich hinein in die Vorstellung, etwas Furchtbares müsse geschehen sein.

Und mitten in der Nacht wurde der Familie die schlimmste aller Nachrichten überbracht. Der Vater war tot.

Der Sohn kam zurück, als ein anderer Mensch.

1913

Theo

Sie spielten ihr liebstes Spiel: Verstecken. Theo und Emma rannten, und sie fanden ein gutes Versteck in der Scheune neben dem Gasthaus. Marie begann bereits zu suchen, Theo rutschte noch weiter nach hinten und schob sich dicht an Emma heran. In der Ecke der Scheune roch es nach Sommer, Heu und auch ein bisschen nach Katzenfell. Theo überlegte. Vielleicht könnte er Marie nachher noch dazu bringen, das Katzennest zu suchen. Es musste hier eines geben.

»Theo! Emma!«

Marie würde sie hier bestimmt nicht finden, dachte Theo, vielleicht sollte er das Spiel beenden und mit Marie auf die Suche nach den Kätzchen gehen. Aber Emma hatte sich fest bei ihm eingehakt, sie würde böse werden, wenn er sie jetzt verriet. Befürchtete Theo. Also blieb er still sitzen, machte keinen Mucks. Da brüllte die tiefe Stimme des Vaters über den Hof: »Marie!« Sie solle kommen, müsse mithelfen.

Schon trippelte Marie in den Gasthof und verschwand in der Küche. Nun mussten Theo und Emma allein Ausschau nach den Kätzchen halten. Ganz hinten im Heulager fanden sie das Nest. Staunend beobachteten die Kinder, wie die kleinen Fellknäuel am Bauch der Katzenmutter hingen, um deren Milch zu trinken. Vorsichtig streichelten sie über ihr weiches Fell und blieben lange dicht beieinandersitzen.

Am Abend in der Kammer erzählte Theo Marie dann von den kuscheligen Kätzchen. Am liebsten hätte er eines

mit zu sich ins Bett genommen, aber Emma warnte, dass der Vater so etwas niemals erlauben würde, denn die Kätzchen brauchte man in der Scheune, sie jagten die Mäuse. Die fraßen sonst das ganze Getreide, und das wollte ja niemand, man musste die Vorräte schützen, vor Nässe und vor Mäusen. Und die Katzen halfen dabei. Emma wusste einfach alles. Und Emma hatte das alles von Gesine und Marie gelernt. Die beiden waren die gescheitesten Schwestern, die es überhaupt gab auf der Welt.

Marie war schon acht und musste im Gasthof sehr viel arbeiten, der Vater führte ein strenges Regiment. Sie durfte keinen Fehler machen, nichts verschütten und beim Kartoffelschälen nicht zu viel abschneiden. Sonst gab es was hinter die Ohren, da war der Vater nicht zimperlich.

Theo liebte seine Schwestern: Gesine, die Schöne mit den lustigen Locken, sie war im letzten Frühjahr sieben geworden, und Marie, die ein Jahr ältere, mit strahlend blauen Augen und blondem Haar, und natürlich Emma, seine Spielkameradin. Gesine musste auch schon viele Aufgaben übernehmen, half in der Küche und bediente außerordentlich flink und immer fröhlich in der Gartenwirtschaft oder in der heimeligen Gaststube die Ausflügler aus der nahen Stadt. Nicht selten bekam sie ein stattliches Trinkgeld. Theo selbst war ja zu klein für die Wirtschaft, mit seinen gerade mal vier Jahren, und die sechsjährige Emma wurde noch nicht so sehr eingespannt, ein Auge auf den kleinen Bruder sollte sie halt haben. Deshalb waren sie eigentlich immer zu zweit unterwegs. Aber sie trieben sich häufig in der Nähe der großen Schwestern herum und wurden von beiden arg verhätschelt. Die Mädchen sorgten sich sehr um ihren kleinen Bruder, liebten seine runden Bäckchen, den dunkelblonden Wuschelkopf und das sonnige Gemüt des Kerlchens. Und die etwas ältere Emma war sozusagen das Bindeglied, sie gehorchte ihren Schwestern aufs Wort. Es war Emmas

Aufgabe, den kleinen Theo zu beschützen. Theo genoss diese dreifache Fürsorge, es fehlte ihm an nichts.

Der Vater, Manfred, hatte keine guten Nerven. Er kümmerte sich selten. Die Mutter dagegen fand immer etwas Zeit für die Kinder und behielt ihre gute Laune, obwohl sie so viel arbeiten musste und das jüngste Brüderchen wirklich oft Hunger hatte. Ständig hing es an Mutters Brust. Frühmorgens begann ihr Arbeitstag im Stall beim Melken, und er endete erst spät am Abend, wenn der letzte Gast das Wirtshaus verlassen hatte, der Boden gewischt war. Trotzdem frühstückte die Familie morgens gemeinsam am großen Tisch in der Wirtsstube. Während dieser Stunde ließ sich die Mutter von nichts ablenken, stillte das Matthiasle und scherzte mit den Kindern.

Theo und Emma waren glücklich. Ganz besonders mit Gesine und Marie in der Dachkammer. Sie bekamen abends sogar zwei Gutenachtgeschichten erzählt und schliefen dann unter dem Gemurmeln der älteren Schwestern getrost ein.

Manfred

Auch der Vater bemerkte, wie sehr sein Sohn an den Schwestern hing, sie waren wie kleine Mütter für ihn. Theo würde es noch mal weit bringen, das ahnte Manfred. Vielleicht sollte er bei dem Jungen manches anders machen, dachte er dann und wann. Die Mädchen mussten schon viel schaffen. Aber dafür hatte man die Kinder ja in die Welt gesetzt, damit sie einem halfen. Das Leben war hart. Die Winter brachten Eis und Schnee, man musste schauen, dass ausreichend Holz im Schuppen war, damit wenigstens in der Küche stets ein Feuer im Herd brannte.

Im Sommer gab es immer etwas zu tun, die Wiesen mussten gemäht werden, die Kühe brauchten Grünfutter, und die

Heuernte war beschwerlich. Während des Heuens mussten sie noch früher raus, häufig mitten in der Nacht. Denn die Wiesen lagen weit außerhalb des Ortes. Wohl hatten sie ihre Gäule, die den Wagen zogen, aber gemäht wurde mit der Sense. Und die Obstbäume auf den Wiesen mussten beschnitten, gestützt und schließlich beerntet werden. Da wurde jede noch so kleine Hand gebraucht. Auch Theo hatte bereits als Dreijähriger ein kleines Obstkörbchen, las Äpfel und Birnen vom Boden auf.

Eigentlich hatte Manfred den Hof gar nicht übernehmen wollen, seine Zukunft sah er damals ganz woanders. Der Lehrer und der Pfarrer fanden, er solle seine Talente weiterentwickeln, Lehrer werden.

Er brachte sich das Klavierspiel selbst bei. Mit fünf konnte er aus dem Kopf alle Kirchen- und Volkslieder spielen. Saß er auf dem Klavierschemel, spielte er los, und es kamen die schönsten Melodien aus dem Instrument heraus. Die Musik lag ihm einfach. Nur war es halt so, dass jeder daheim mithelfen musste und auch Manfred sich nicht drücken konnte vor den Pflichten, die diese elende Wirtschaft der ganzen Familie tagaus, tagein abverlangte. Also absolvierte er nur die Volksschule. An einen Besuch des Gymnasiums war nicht zu denken gewesen. Er musste seinen Eltern helfen, im Wirtshaus und in der Landwirtschaft. Und doch träumte er immer davon, irgendwann in naher Zukunft noch mal etwas ganz anderes anzufangen.

Und das hätte er auch ganz bestimmt getan, wäre da nicht aus heiterem Himmel das große Unglück geschehen.

Theo

Theo schlug die Augen auf, denn es war mal wieder so weit: Vater saß am Klavier und spielte seine Lieder. Obwohl es

draußen noch dunkel war. Das ganze Haus war erfüllt von Melodie und Wärme. Ob sie auch schon wach sei, fragte Theo seine Schwester Gesine leise. Der »Vadder« spiele ja, da komme er wohl nicht mit auf die Sommerwiese.

Die Lieblingsschwester wusste: Der Vater würde nicht mitkommen. Sie stand auf und scheuchte die anderen aus den Betten. Der Tag begann.

Es war mitten in der Heuernte. Alle mussten mit aufs Feld. Selbst den Jüngsten holte die Mutter, denn sie konnte ihn ja nicht einfach in seinem Bettchen liegen lassen. Mit dem Kleinen auf dem Arm ging sie voran, die Treppe hinunter und hinaus in die dunkle Nacht.

Der Vater blieb am Klavier sitzen.

Die anderen marschierten in Richtung Ortsausgang. Mutter Rosine vornweg, die Sense geschultert, den Wetzstein in der Schürzentasche. Theo war noch müde, trotzdem hüpfte er an Emmas Hand fröhlich zwischen Marie und Gesine der Wiese entgegen. Der Säugling wurde von den Schwestern im Leiterwagen hinterhergezogen. Gut in eine Decke eingewickelt, lag der jüngste Bruder im Wagen und schaute mit seinen großen Kulleraugen zu Theo und Emma. Theo summte vergnügt die Melodie vor sich hin, die der Vater beim Aufbruch der Familienkarawane gespielt hatte.

Rosine hatte ihrem Mann aufgetragen, demnächst die Pferde einzuspannen, damit er auf der Wiese einen Wagen Grünfutter für die Kühe aufladen konnte. Der andere Teil des gemähten Grases sollte zu duftendem Heu trocknen. Das Wetter war gut, und es würde noch eine ganze Weile so bleiben. Die Sommerwiese wurde fast den ganzen Tag von der Sonne beschienen, nur ein einziger Apfelbaum stand einsam vorn am Wegesrand. Das Heu sei sicherlich in zwei Tagen trocken, sagte die Mutter. Sie fuhr mit der Sense durchs hohe Gras und arbeitete sich flink den Hang hinauf, dicht gefolgt von ihren fleißigen Mädchen, die ihre Rechen

schwangen und danach im unteren, flachen Teil der Wiese saubere Reihen zogen, damit es nachher schnell ging mit dem Aufladen. Wenn nur der Vater bald kommen würde!

Theos Aufgabe bestand an diesem Tag darin, das gefallene Gras am Rand des Feldes fein säuberlich in die Wiese hereinzurechen. Er arbeitete sich mit dem Holzrechen rüber zum äußeren Rand, dann den Hang hinauf und oben zurück, um anschließend den Hang wieder hinunterzurechen. Es war mühsam, aber er ließ nicht nach, erledigte seine Aufgabe pflichtbewusst, wie ein kleiner Soldat.

Als das ganze Gras lag und das erste Morgenlicht den Himmel leuchten ließ, setzten sich alle neben dem Leiterwagen in die gemähte Wiese. Das war das Schönste am ganzen Heuen: Vesperbrot und Hefekranz. Gegen den Durst tranken sie mit Wasser verdünnten Saft von roten Johannisbeeren, »Träuble«. Theo liebte den säuerlichen Geschmack auf der Zunge.

Ein ums andere Mal wendete Mutter Rosine ihren Blick zum Weg in Richtung Dorf. Aber vom Vater keine Spur. Zusammenpacken! Man müsse zurück, zum Melken, rief sie.

Rosine wies Theo an, sich auch in den Wagen zu setzen, seine kleinen Füße sollten sich ausruhen, damit er nachher noch mit dem Vater über die Wiese springen konnte, um das Heu zu wenden.

Für Gesine war es jetzt recht anstrengend, den Leiterwagen zu ziehen, aber sie beschwerte sich nicht. Marie half ihr, Emma schob von hinten, und Theo nickte ein, obwohl er unbequem saß, um ja den kleinen Matthias nicht im Schlaf zu stören. Als sie die ersten Häuser des Dorfes passierten, schlug die Kirchenglocke gerade sechs Mal. Der Vater kam ihnen in schnellem Tempo mit der Kutsche entgegen, saß hoch oben auf dem Bock. Theo erwachte und blickte stolz auf das Pferd gespannt. Der Vater mit den wilden Locken und dem aufrechten Oberkörper fuhr schneidig. Theo sah genau, dass der Vater

vorhatte, schnell an ihnen vorbeizukutschieren, er hob bereits den Arm zum Gruß und zog dabei die Schultern etwas ein, wie um sich wegzuducken. Aber mit einer schnellen, energischen Handbewegung stoppte die Mutter ihren Mann.

Rosine erklärte ihm knapp, das Gras sei bereits in Reihen gerecht, er müsse nur noch aufladen. Sie ermahnte ihn, sich zu beeilen, es warte schließlich noch ein Haufen Arbeit.

Theo war auf den Kutschbock geklettert und nahm neben seinem Vater Platz. Schon ging's weiter in Richtung Wiesenstück. Jetzt war es herrlich, so hoch oben auf der Kutsche. Neben ihm der Vater, heute einmal ausgesprochen gut gelaunt, und über ihnen der blaue Himmel, der einen schönen Sommertag versprach.

An solchen Gutelaunevatertagen liebte er es, mit dem Vater beisammen zu sein, vergessen war das schimpfende Familienoberhaupt, das ihm öfter begegnete. In diesen Sekunden fühlte er nur eines: Glück, das in warmen wohligen Wellen durch ihn hindurchfloss, seinen ganzen Kinderkörper ausfüllte und sein Herz frohe Hüpfen machen ließ. Er spürte, wie sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitete, ein Glucksen kam den Hals herauf. Schon begann er sein glockenhelles Lachen, das den Vater für gewöhnlich mitzureißen vermochte. Und tatsächlich hörte er es auch schon neben sich, der Vater lachte schallend. Welch schöne Melodie, ein Lachduett aus voller Kehle, hell und dunkel, wild und ausgelassen. Theo hätte ewig so weiterfahren können, die Wärme des Vaters an seiner Seite, den angenehm kühlen Fahrtwind, die goldene Morgensonne im Gesicht.

Aber da waren sie auch schon angekommen. Die gemähte Wiese lag vor ihnen, sie stiegen ab und machten sich daran, den Karren zu beladen. Danach kam das Verstreuen des Heugrases dran. Sie arbeiteten sich einmal mit Plan durch die Wiese, die Gabeln schwingend, das Gras durch die Luft werfend, damit es besser dörren konnte.

Endlich waren sie fertig. Der Vater war zufrieden. Jetzt müsse nur noch die Sonne gehörig hineinscheinen, damit das Futter schnell trockne. Morgen kämen sie noch einmal her, um die Mahd zu wenden, und am übernächsten Tag könne man das Heu einholen.

Mit dem beladenen Wagen fuhren sie zurück zum Hof, die Sonne schien jetzt bereits kräftig, als sie die Pferde ausspannten, den Wagen abluden und den Kühen das Futter hinwarfen. Endlich konnten sie sich zu den anderen in die Küche setzen und eine Vesperpause machen. Von den Wurstbrotten satt und zufrieden wurde Theo recht müde. Gesine gab ihm ein Kissen, und er legte dankbar seinen kleinen Kopf darauf.

Für den Theo sei für heute Feierabend. Mehr könne er mit seinen vier Jahren nicht schaffen, bestimmte die Mutter. Es solle heiß werden am Mittag, da bleibe Theo am besten in der Stube. Er müsse viel trinken, damit er keinen Hitzschlag bekomme. Theo war froh, dass die Mutter ihm frei gab.

Rosine

Sie machte sich immer Sorgen um die Kinder. Gleich das erste Kind, der liebe Fritz, war aus dem Säuglingsalter gar nicht herausgekommen. Das Bübchen war mit zwei Monaten am hohen Fieber gestorben. Das hatte sie mitgenommen. Aber Rosine wollte unbedingt wieder ein Kind, und ein knappes Jahr später wurde ein Mädchen geboren. Alles war gut, Marie trank fleißig, nahm an Gewicht zu und entwickelte sich prächtig. Sie war von Anfang an ein Goldschatz, und auch heute noch waren sich Mutter und Tochter sehr nah. Obwohl Marie schon fleißig mithelfen musste, war sie stets gut gelaunt und immer an Rosines Seite. Ein Jahr später kam Gesine, die auch eine gute Gesundheit hatte, selten krank war. Zwei kleine Mädchen, so ein großes Glück.

Und dann war sie auch schon wieder schwanger geworden. Das dritte Mädchen wurde nach ihr benannt. Die kleine Emma Rosine kam arg klein zur Welt und trank nicht gut an der Brust. Aber Rosine opferte sich förmlich auf, hätschelte und päppelte das Würmchen.

Im Herbst, mit den ersten kalten Nächten, nahm sie Emma zu sich ins Bett. Auch Marie und Gesine durften sich unter ihre Decke kuscheln. Aber die Kinder bekamen trotz allem eine starke Erkältung mit Husten und Schnupfen. Während Marie und Gesine nach einer Woche wieder gesund waren, kämpfte die kleine Emma wochenlang mit schlimmem Husten und bekam zum Schluss sehr hohes Fieber. Der Doktor attestierte eine Lungenentzündung und gab den Eltern nicht viel Hoffnung.

Doch Rosine sagte dem Schicksal den Kampf an, legte warme Schmalzwickel auf Emmas schmale Brust und stellte Schüsseln mit Thymianaufguss neben das Bettchen. Jeden Abend flößte sie dem schwachen Mädchen einige Löffelchen Tee aus getrockneten Blüten der Königskerze ein. Sie wachte so manche Nacht bei Emma, versuchte, mit Wadenwickeln das Fieber zu senken, und betete zum lieben Gott, er möge ihr nicht auch noch dieses Kind nehmen. An einem stürmischen Novembertag kam die Wende. Der Säugling, immer noch schwach und ausgezehrt vom tagelangen Fieber, begann begierig an Rosines Brust zu saugen. Nach langen Wochen des Hoffens und Bangens erholte sich Emma langsam.

Als Rosine in jenem Jahr am Heiligen Abend neben dem Christbaum Platz genommen hatte, die völlig genesene Emma im Arm und die Händchen von Marie und Gesine an ihrem Rockzipfel, da wusste sie, dass sich der Kampf gelohnt hatte für diese drei »süße kleine Mädle«. Dennoch brauchte sie selbst noch einige Zeit, um sich zu erholen und zu ihrer alten Stärke zurückzufinden.

Bald war sie wieder guter Hoffnung. Vom Beginn der unkomplizierten Schwangerschaft an wusste Rosine, dass dieses Mal alles gut verlaufen würde. Sie konnte sich selbst nicht so recht erklären, woher ihre Zuversicht kam, nach allen Schicksalsschlägen. In einer bitterkalten Februarnacht kam der kleine Theo auf die Welt, und seither liebte sie auch dieses Kind abgöttisch.

* * *

Der sonnendurchflutete Sommer 1913 ging in einen warmen September über. Die Äpfel hingen rot-golden an den Bäumen, man musste die Äste stützen, damit sie nicht unter dem Gewicht der Früchte herunterbrachen. Die Zwetschgen waren bereits geerntet, zu Marmelade verkocht, in Einweckgläsern haltbar gemacht, und die angeschlagenen Früchte vergoren in großen Fässern zu Maische. Dieses Jahr würde man recht viel Schnaps brennen können, sogar die Kirschenernte war reichlich ausgefallen. Der Vorratskeller des Gasthauses war gut gefüllt, und die Birnen und Äpfel waren ja noch gar nicht reif.

Ein goldener Oktober brach an, und alle halfen bei der Obsternte. Auch Theo und Emma sammelten fleißig Birnen und Äpfel in ihre Körbe und freuten sich auf das Mosten. Es war eine schwere Schufterei, die vollen Säcke in die große Saftpresse zu schütten. Anschließend drehten die Männer an der Kurbel, damit dann endlich der Saft aus dem Ausguss herauslief. In diesem Herbst konnten sie alle ihre Fässer füllen, es war eine große Freude.

Als die Ernte vorüber und alle Früchte versorgt, alle Marmeladen und Fruchtsäfte gekocht und selbst das Quitten-gelee und das Quittenbrot sicher im Vorratskeller lagerten, kehrte eine friedvolle Ruhe auf dem Hof ein. Endlich war alles geschafft. Jetzt musste man sich bloß noch ums Holz

kümmern, um die Tiere und natürlich um die Gastwirtschaft. Aber es gab auch einmal Ruhepausen, die die erschöpften Eltern dringend brauchten.

An einem der letzten Oktobertage durften Emma und Theo ihren Vater begleiten, um das im vergangenen Frühjahr geschlagene Holz einzuholen für den Holzvorrat hinter der Scheune. Weit hinein in den Wald und steil hinauf ging es. Die beiden saßen neben ihrem Vater auf dem Kutschbock und bewunderten seinen routinierten Umgang mit den Gäulen. Theo war glücklich. Wie stolz er auf seinen Vater war. Auch wenn der eine dunkle Seite hatte, die öfter einmal hervorbrach. Dann bekam Theo Angst, denn er wusste, dass diese Wut sich immer an der Mutter oder den geliebten Schwestern entlud. Der Vater schrie die Mutter an, sagte schlimme Sachen, und bei den älteren Schwestern rutschte ihm hin und wieder die Hand aus. Anfangs war Theo immer davongerannt, hatte sich versteckt, die Ohren zugehalten und auf seinen tobenden Herzschlag gehört. Jetzt war er älter und musste das aushalten! Außerdem schlug der Vater weniger hart zu, wenn er mit dabei blieb. Kerzengerade stand Theo neben den Schwestern und schaute dem Vater ins Gesicht, was diesen offenbar verwirrte, denn kaum hatte er die Hand gehoben, ließ er sie wieder sinken, drehte sich um und verschwand ins Haus. Gleich beim ersten Mal war die Mutter aus dem Stall gelaufen, wollte ihre Mädchen schützen, aber noch bevor sie den Vater erreicht hatte, drehte dieser ab und schlich mit hängenden Schultern davon. Die Mutter warf Theo einen anerkennenden Blick zu, sie war sehr stolz auf ihn in diesem Moment, das hatte er bemerkt und bis jetzt nicht vergessen.

Seit diesem Tag hielt er es so, kam sofort daherge-
rannt, wenn die Wut den Vater erfasste. Theo stand bei den Geschwistern.

Aber bei all der Wut, die das Familienoberhaupt von Zeit zu Zeit erfasste, wusste Theo doch, dass sein Vater die

Familie liebte. Für Theo war klar: Sollte ihm, den Geschwistern oder der Mutter etwas zustoßen oder etwas oder jemand sie bedrohen, der Vater würde sich der jeweiligen Gefahr blind entgegenwerfen. Gleich einem starken Ackergaul würde er alles tun, die Familie zu schützen. Da war sich Theo sicher.

Am Waldstück der Familie angekommen, begannen sie gleich mit dem Beladen des Wagens. Der Vater nahm die schweren Stämme. Theo und Emma trugen die kleineren Äste und warfen sie hinauf auf die Ladefläche.

Es geschah beim Zusammenlesen der letzten dünnen Zweige. Flink wuselten die Kinder hinter dem Vater her und sammelten fleißig alles auf. Theo alberte mit Emma herum. Sie bewarfen sich mit Laub und kämpften aus Spaß mit Stöcken gegeneinander. Dabei verletzte sich Emma. Sie blutete.

Der Vater nahm's gelassen. Er verfrachtete sie auf den Kutschbock und sie traten den Heimweg an.

Rosine tupfte mit hochprozentigem Schnaps über den Handballen, um ihn zu säubern. Jeden Tag kümmerte sie sich um Emmas Wunde, schnell schloss sich der Riss, trocknete ein, und die Kamillenbäder wurden überflüssig.

Als Emma zehn Tage nach der Verletzung wie aus heiterem Himmel Fieber bekam, schaute sich die Mutter den Handballen noch mal an. Er war etwas geschwollen, fühlte sich heiß an, und Emma sagte, sie spüre seit der vergangenen Nacht ein dumpfes Klopfen im Handgelenk. Man rief den Herrn Doktor, der öffnete die Wunde erneut, sprach von einer beginnenden Blutvergiftung. Lysol kam zum Einsatz, und Rosine sollte ihre Kamillenbäder wieder anwenden, verordnete der Mediziner. Recht gut kamen sie durch die Nacht und den nächsten Tag, das Fieber blieb, aber Emma konnte schlafen, denn der Eiter war herausgespült und der Druck hatte nachgelassen.

Theo erwachte am Morgen von leisem Gejammer und schlug müde die Augen auf. Um Emmas Bett herum hatten sich schon die großen Schwestern und die Mutter versammelt. Besorgt blickten sie auf Emma, deren hübsches Gesichtchen förmlich zu glühen schien. Die Mutter murmelte, man müsse den Doktor noch einmal herholen, es sei nicht gut, wenn das Fieber so früh am Tag derart in die Höhe schnelle.

Alarmiert sprang Theo aus seinem Bett und setzte sich behutsam neben Emma aufs Kissen. Fürsorglich legte er seine kleine, kühle Hand auf die heiße Stirn der Schwester. Als er Gesines Blick suchte, sah er blankes Entsetzen in ihren sonst so fröhlichen Augen. Da wurde auch er von einer großen Angst erfasst, spürte plötzlich noch viel deutlicher die Hitze, die der zierliche Körper neben ihm ausstrahlte. Und das, obwohl Emma anscheinend fror, denn sie zitterte am ganzen Körper und klapperte leise mit den Zähnen.

Als der Vater im Türrahmen erschien, wurde sein Blick starr, er machte kehrt und polterte die Stiege hinunter, hinaus in den dämmernden Morgen. Kurze Zeit später kam er zurück, gefolgt vom Doktor, sagte, man müsse raus aus dem Zimmer, der Doktor brauche Ruhe für seine Untersuchung, es sei ernst mit Emmas Krankheit.

Rosine blieb, sie wich nicht von Emmas Seite, beobachtete den Doktor und kam an diesem Tag nur einmal herunter, um saubere Tücher und abgekochtes Wasser zu holen.

Für Theo war es der schlimmste Tag in seinem Kinderleben. Zumindest dachte er das. Aber es würde noch schlimmer kommen, die Katastrophe war nicht mehr aufzuhalten, das wusste er nur noch nicht.

Still saßen die Kinder mit dem Vater in der Küche, unfähig, sich zu bewegen, geschweige denn etwas zu essen, sie vergaßen sogar zu trinken. Niemand sprach. Die Zeit schien zu stehen. Als Theo am späten Nachmittag leise zu weinen

begann, nahmen ihn die großen Schwestern in ihre Mitte, strichen ihm über den zitternden Rücken und sprachen ein Gebet für die kleine Emma. Mit tränenerstickten Stimmen flehten sie den lieben Gott an, ihre kranke Schwester wieder gesund zu machen.

Ob der Doktor seiner Emma denn keine Medizin geben könne, damit sie wieder gesund werde, fragte Theo die Schwestern und den Vater. Aber sie wussten darauf keine Antwort.

Als es langsam dunkel wurde, kam der Doktor die Stiege herunter und blieb im Türrahmen stehen. Er erklärte, dass sich Emmas Fieber nicht mehr senken lasse und er mit seinem Latein am Ende sei. Da erhob sich der Vater vom Stuhl, begleitete den Doktor hinaus, dankte ihm für seine Bemühungen und verabschiedete sich.

»Kender, kommad!«

Und die Kinder kamen, folgten ihm die Treppe hinauf und hinein in die Kammer. Die Mutter saß ganz versunken, weinte still, sie hielt Emmas Hand. Theo setzte sich zur Mutter an Emmas Bett und streichelte ihr feines Gesicht. Es war heiß und feucht, er strich ihr eine Haarsträhne zur Seite und ließ die kleine Hand auf ihrer Stirn liegen. Da öffnete sie ihre Augen und hauchte, Theo solle seine kühle Hand dort lassen. Das tue ihr gut.

Theo sagte leise, wenn es ihrem Kopf guttue, werde er die Hand die ganze Nacht liegen lassen, um ihn zu kühlen. Damit Emma gesund werde. Damit man bald wieder Verstecken spielen könne.

Tränen rannen ins Kissen. Ihr Blick wurde noch trauriger. Sie wusste.

Theo schluchzte, denn er begriff, dass Emma die Wahrheit kannte. Es würde nicht mehr gut werden. Sie hatte die Augen wieder geschlossen, sprach kein einziges Wort mehr, den ganzen langen Abend nicht.

Müde legte Theo seinen Kopf dicht an Emmas glühendes Gesicht und hoffte trotzdem, am Morgen gehe es seiner lieben Schwester besser.

Als Emma am späten Abend für immer von ihnen ging, war es, als bräche die Erde auseinander. Theo war sich sicher, diese Nacht werde niemals enden, und am Morgen werde die Sonne nicht aufgehen, denn für ihn war alles nur noch schwarz und düster.

Irgendwann fiel Theo in einen tröstenden Schlaf, und als er die Augen aufschlug, dämmerte es bereits. Er ging zu Gesine, kuschelte sich eng an sie. Immer wieder fragte er die Schwestern, warum ihre Emma hatte sterben müssen, er fragte, wo sie jetzt hingehe, ob sie nie mehr wiederkommen könne, wer denn jetzt in ihrem Bett schlafe, wenn der Abend kam, und ob sie keine Schmerzen mehr haben müsse.

Die Mutter nahm Theo auf den Arm und versicherte ihm, dass Emma jetzt auf alle Fälle keine Schmerzen mehr habe. Sie meinte, das sei doch gut für die Emma. Das sei doch etwas, woran sie sich alle festhalten könnten. So kleine, liebe Mädchen, wie Emma eines gewesen war, kämen auf alle Fälle in den Himmel, und dort würde es der Schwester gefallen und gut gehen.

Tatsächlich fühlte sich Theo durch die Erklärungen der Mutter getröstet, obwohl die Trauer schwer auf seiner Brust lag, ihn fast erdrückte. Die nächsten Tage saß er meist stumm und traurig auf der Küchenbank, das Töpfeklappern im Ohr, die Kochgerüche in der Nase, und schaute der Familie beim Weiterleben zu. Der sonst so lebendige Theo wurde für mehrere Wochen zum Stubenhocker, traurig und träge.

Die Beerdigung nahm er wie durch Watte wahr, er trotete zwischen den großen Schwestern hinter dem kleinen Sarg und den Eltern her. Den Moment, als man den Sarg in die Erde hinunterließ, würde er in seinem Leben nicht mehr vergessen. Das war zu viel für ihn.

Die Emma hätte das nicht gewollt, man dürfe seine Schwester nicht mit Erde zuschütten, rief er und zerrte an den Armen der erschrockenen Schwestern. Sie flüsterten aufgeregt, er solle sich beruhigen. Aber er zappelte nur noch mehr, weinte laut und ungehalten. Der Pfarrer schaute schon ganz streng. Da ging Rosine zu ihrem kleinen Sohn, nahm ihn in den Arm und beruhigte ihn, sagte, sie müssten Emma gehen lassen. Theo solle in den Himmel schauen. Seine Schwester hocke auf einer Wolke und passe ab jetzt auf ihn auf. »Wirscht scho seha!« Das befolgte er. Blickte nach oben – und sah.

Wenngleich dieser Novembertag nebelverhangen und grau war, so schob sich doch für einen Moment die Sonne hinter einer Wolke hervor und ließ ihre Strahlen auf den Friedhof herunterscheinen.

Wie oft musste sie diese Schmerzen noch spüren, warum wurde ihr wieder und wieder eines ihrer Kinder genommen? Das fragte sich Rosine. Warum war nun auch Emma tot? Vielleicht war sie nicht sorgfältig genug gewesen, hatte Dreck in der Wunde übersehen. Wie konnte das nur passieren?

Erst im letzten November waren Rosines Zwillinge gestorben. Marga und Martin. Als sie fünf Monate zuvor an einem heißen Tag auf die Welt gekommen waren, zeigte sich schon, dass vor allem der kleine Martin recht schwach war. Aber sie versuchte alles, stillte und umsorgte ihn. Nach den ersten, anstrengenden Wochen wurde es leichter, die Milch schien für die zwei Kinder zu reichen, alles sah danach aus, dass man beide durch den Winter bekommen konnte. Doch Rosine selbst wurde zum Problem. Anfang Oktober, die Obsternte war in vollem Gange, wurde ihr die Milch knapp. Die Kleinen schrien vor Hunger, ihre Brüste hingen wie leer gesaugt an ihr herunter, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als es mit Kuhmilch zu versuchen. Einige Tage schöpfte sie große

Hoffnung, glaubte fest daran, die Zwillinge wieder aufpäpeln zu können. Doch als der Winter früh im November den Wald in ein weißes Kleid hüllte, bekamen die Kleinen starken Durchfall. Nichts half, man konnte zusehen, wie sie immer schwächer wurden. Innerhalb einer Woche starb zuerst Martin und kurz darauf auch die kleine Marga.

Rosine hatte darauf bestanden, die winzigen Körper gemeinsam in einen Sarg zu legen. Sie konnte es nicht erklären, aber der Gedanke, beide eng beieinander zu wissen, tröstete sie ein wenig. Deshalb blieb sie hart, widersprach selbst dem Pfarrer, als der sich sträubte und behauptete, jeder Erdenbürger, sei er auch noch so klein, müsse sein eigenes Grab bekommen.

Es war Manfred, der am Schluss ein Machtwort sprach. Man mache das so, wie sein »Weib« es sich wünsche. Die Zwillinge seien schließlich zusammen auf die Welt gekommen, dann gingen sie jetzt gemeinsam auch wieder hinauf in den Himmel, polterte er. Das werde den lieben Herrgott schon nicht stören. Im Gegenteil! Damit war die Diskussion beendet. Die Zwillinge blieben zusammen.

Als Rosine kurze Zeit später bemerkte, wie ein weiteres Kind in ihr heranwuchs, war das ein großer Trost für sie. Und sie betete jeden Tag dafür, dass dieses Kind überleben dürfte. Im Sommer kam Matthias auf die Welt, er wirkte gesund und proper, wuchs und wurde nicht krank. Emma kümmerte sich um das Neugeborene und den vierjährigen Theo. Sie saß am Körbchen, hielt Theo auf ihrem Schoß und sprach freundlich mit dem Säugling. Sie streichelte seine Bäckchen und ließ ihn an ihren Fingern saugen. Während Theo brav sitzen blieb, um den Reimen der Schwester zu lauschen.

Aber jetzt war auch Emma gestorben. Innerhalb eines Jahres hatte man drei Kinder hergeben müssen. Rosine zweifelte am lieben Gott, konnte dieser gütige Gott so etwas wollen? War er wirklich ein gerechter Gott?

Da fiel ihr Blick auf ihren sonst so fröhlichen Theo. Seit Stunden saß er am Küchentisch, spielte mit seinem kleinen Bruder und sah so traurig aus.

Der Schmerz um Emma würde bleiben, wie die Lücke, die sie hinterließ. Aber Rosines Aufgabe war es, die Kinder zu trösten und für sie zu sorgen.

Deshalb setzte sie sich jetzt neben Theo, strich ihm über die Haare und fragte, was ihn denn so arg quäle. Da begann er zu sprechen, erklärte, dass er sich frage, ob er nicht schuld sei an Emmas Verletzung. Schließlich habe er ganz schön wild mit den Stöcken herumgefuchelt, und deshalb habe Emma sich ja auch verletzt.

Behutsam erklärte Rosine ihrem Sohn, dass niemand Schuld trage. Sagte, Emma würde nicht wollen, dass er so traurig sei, er müsse auch einmal wieder fröhlich werden.

Theo versprach's der Mutter. Meinte aber, er sei schon noch ein bisschen traurig, da könne man nichts machen. Die Emma sei doch immer da gewesen. Am Abend in der Kammer und morgens beim Aufwachen. Und jetzt sei da nur noch »die leere Bettlad«, das sei doch zum Heulen, sprach er altklug. Rosines Mutterherz quoll über vor Liebe und Kummer.

Ratlos ließ sie Theo bei seinem kleinen Bruder sitzen und kümmerte sich ums Mittagessen. Ab und an wanderte ihr Blick dennoch hinüber. Jetzt zog Theo die Spieluhr auf und ließ sie über Matthias' Köpfchen baumeln. Der lachte und griff nach dem Spielzeug. Als er es erwischte hatte, lobte Theo ihn und lächelte. Er erholte sich sichtlich. Rosine war es, als erinnerte Theo sich, wie Emma den Säugling immer am Bäuchlein gekitzelt hatte, denn er tat es ihr nach. Mit einem fröhlichen Glucksen belohnte ihn der kleine Matthias. Er schäkerte aus seinem Körbchen heraus mit dem großen Bruder. Zum ersten Mal seit Wochen schien Theo buchstäblich die Sonne wieder zu sehen. Tatsächlich strahlte sie heute wärmend zum Fenster herein und tauchte die Stube in goldenes Licht. Der Januar

hatte trüb und hässlich begonnen, aber als Theo jetzt durch die Scheiben den frischen Schnee bewunderte, bemerkte, wie die Sonnenstrahlen ihn zum Glitzern brachten, da ließ sein Kummer nach. Das sah Rosine.

An einem weiteren strahlenden Sonnentag im Januar begann Rosine damit, den Christbaum abzuschnücken. Eigentlich hatte der Vater gar keinen Christbaum gewollt, die kleine Emma war doch so kurz vor dem Fest von ihnen gegangen. Aber Rosine hatte sich durchgesetzt. Die Emma habe sich immer so arg über den Christbaum gefreut. Gerade wegen der Emma brauche man dieses Jahr erst recht einen Christbaum.

Es war ein wunderschöner Baum geworden. Die goldenen Glaskugeln leuchteten neben rotbackigen Äpfeln, und der von Emma gebastelte Strohstern hatte die Baumspitze geschmückt.

Diesen Strohstern durfte Theo jetzt in der Kiste verstauen. Noch Jahrzehnte später würde er den Christbaum seiner Mutter schmücken, sie alle an Emma erinnern, denn das Kind blieb für immer Teil der Familie.

Und auch wenn das Leben auf dem Hof und im Bären weiterging, jedes Jahr kamen der November und der Dezember mit den Erinnerungen an quälende Stunden und Tage, mit grauem Licht und trüben Gedanken. Denn es waren diese zwei Monate, in denen Kinder krank wurden und starben. Und das Sterben ging weiter, die Familie blieb auch weiterhin nicht vom Schicksal verschont.

Als im Sommer der Weltkrieg begann, war der Bärenwirt bereits achtundvierzig Jahre alt, und das war ein großes Glück, denn er war zu alt für den Wehrdienst. So konnte er auf dem Hof bleiben, sich um die Landwirtschaft und das Gasthaus kümmern und bei der Familie sein. Dennoch war es seine Frau Rosine, die das Familienleben organisierte, den Mittelpunkt bildete, die Familie zusammenhielt.

Rosine war froh, dass ihr Theo erst fünf Jahre alt war. Trotzdem litt sie mit den Müttern, die ihre Söhne in den Krieg ziehen lassen mussten, wo man sie auf den Höfen doch so sehr brauchte! Jedes Kind hatte seine Aufgaben zu erfüllen, war ein Teil des Familienbetriebs und eigentlich unabkömmlich.

© privat



Susanne Steck, geboren 1970 in Geislingen an der Steige, aufgewachsen in einem kleinen Dorf nahe Herrenberg, lebt seit dreißig Jahren in Tübingen. Sie ist Mutter von zwei erwachsenen Kindern und betreibt gemeinsam mit ihrem Mann eine Metzgerei.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

Danke an Hubert Klöpfer für die Vermittlung dieses Romans.

I. Auflage 2025

© 2025, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg

www.8gradverlag.de | info@8gradverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:

Julie August, Buenos Aires/München

Umschlagmotiv: *The Farm* (1887), Hanna Hirsch-Pauli

Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Korrektorat: Stephan Thomas, München

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und aus der Brown

Papier: Munken Print cream 90 g/m² 1,5-fach

Einbandmaterial: Peyer; Peyprint honan 130 g/m²

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-50-4